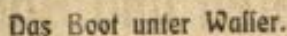


Bei einem Flottenmanöver ist bekanntlich das Unterseeboot „A 1“ der englischen Marine von einem Dampfer überrannt worden. Die neuen Unterseeboote, deren Typ wir auf unserer heutigen Abbildung darstellen, sind erst seit kurzem in der englischen Marine in Gebrauch. Sie sollen hauptsächlich zur Vertheilung der Risten dienen. Die Manöver, bei welchen dieses Institut geschah, waren die ersten, welche die englische Marine zur Vertheilung des Kriegeswerthes der Unterwasserboote angestellt hat. Wie auf unserer Abbildung ersichtlich, können die Boote



so weit unter Wasser gehen, daß sehr wenig mehr von ihnen zu sehen ist. Durch eine enge Stahlröhre können mittels einer camera obscura im Innern des Submarine-Bootes die Vorgänge der Wasserlinie beobachtet werden. Die Besatzung des Schiffes ist inzwischen durch Taucher aufgefunden worden. Es wurde festgestellt, daß das Unterseeboot durch die Kollision ein heftiges Leck in der Seite davongetragen hat. Wäre das Boot unversehrt geblieben, so hätte die Mannschaft in dem Boote ca. 3 Tage leben können.



Die Empfindungen im Unterseeboot. Anlässlich des Unterganges des englischen Unterseebootes giebt ein englischer Seemann, der an der Probefahrt im Unterseeboot Nr. 2 der englischen Flotte in der Stokes Bay theilnahm, eine in-
teressante Schilderung seiner Erfahrungen dabei: „Das Ge-
fühl, das man beim Untertauchen des Bootes hat“, erzählt er,
„ist ein sehr eigenthümliches. Man fühlt deutlich den ver-
stärkten Druck, der durch das Untertauchen verursacht wird.
Nicht giebt es dabei in Menge; durch die Glaslufen im Kom-
mandothurm streicht sich eine Art grünlichen Dämmerlichtes
herein in einer Tiefe von zwei Faden. Man kann, wenn man
durch eine dieser Pfortenöffnungen hinausblickt, sagen, ob der
Himmel bewölkt ist, oder ob die Sonne auf der Meeresober-
fläche scheint. Das erste Gefühl, das man unter Wasser hat,
ist eine Art Betäubung; sie wird durch das Gefühl der völlig-
en Stillschichtigkeit hervorgebracht, das den besäit, der sich in die-
sem beengten Raum befindet. Die Bewegungen des Bootes
sind nicht wahrnehmbar, selbst wenn es in seiner vollen Unter-
wasserwindigkeit von sieben Knoten fährt. Das Gefühl der
Stille ist sehr groß. Ohrenflingen belästigte mich und ebenso

ein schreckliches Gefühl von Seekrankheit. Alle, die in den Unterseebooten sind, werden bald sehr bleich. Das ist, wie ich meine, eine Folge der schlechten Gerüche, die sich dort erzeugen.“

Spizbübischer Galgenhumor. Ein englischer Hefer feierte dieser Tage im gemüthlichen Familienkreise sein silbernes Dienstjubiläum. Als man beim Champagner sitzt, stürzt ein Dienstmädchen, bleich vor Schreck, in den Saal und meldet, daß drei Herren im Zimmer des oberen Stocks den Jubilar zu sprechen wünschen. Niemand von der Dienerschaft wisse, wie sie hereingekommen. Der Jubilar steigt mit der ganzen Gesellschaft ins obere Stockwerk hinauf, die Dienerschaft folgt neugierig, und richtig, da sitzen die drei im dunklen Zimmer. Alle schweigen erstaunt, aber einer von den drei Unbekannten tritt vor und überreicht dem Hausherrn einen kleinen silbernen — Galgen mit folgender feierlicher Anrede: „Sir, uns ist die Ehre zutheil geworden, von der Genossenschaft der Spizbuben hierher gelandt zu sein, um Ihnen zu Ihrem ehrenvollen Jubiläum Glück zu wünschen, unsere Ehrfurcht an dem Tag zu legen und sie zu bitten, auch künftig mit ihrer liebenswürdigen Humanität und unerschöpflichen Geschicklichkeit den armen Opfern, welche von der grausigen Justiz zum Gängen verdammt sind, die unangenehmen Empfindungen der letzten Augenblicke in dieser Welt des Jammers zu verkürzen und sie schnell und sicher ins Jenseits zu befördern.“ — Der so hoch geehrte Jubilar antwortete sofort mit ernster Würde: „Gentlemen! Tief gerührt von dem zarten Beweis Ihrer Aufmerksamkeit, fehlen mir die Worte, um Ihnen ganz meine Gefühle auszudrücken! Gentlemen, nehmen Sie die Versicherung, daß, wenn einer von Ihnen mir zum Gängen übergeben werden sollte, ich meine Schuldigkeit mit der größten Akkuratess und Delikatess thun werde.“ — Wein wurde gebracht und stehend getrunken. Die Spizbuben baten dann höflich um die Erlaubniß, sich, wie sie gekommen, auch wieder durch die Fenster entfernen zu dürfen, um ihre Genossenschaftsgesetze nicht zu verletzen. Natürlich wurde die Erlaubniß gegeben. Unter den höflichsten Verbeugungen nahmen die Gentlemen den Weg durchs Fenster; die zurückgebliebene Gesellschaft betrachtete unter Scherzen den reizenden Galgen, ging hinunter in den Eßsaal und — fand ihn ödenhaft ausgeräumt.

„Liebe als Geisteskrankheit“, das war das Thema eines Vortrages, der in London viele Leute stark in Aufregung versetzte; er wurde von einem anscheinend sehr humoristisch veranlagten Dr. Bernard Hollander bei einer Versammlung der „Incorporated British Ethnological Society“ gehalten. Die große Leidenschaft, so führte der Redner aus, ist eine nicht zu rechtfertigende Bevorzugung eines Gegenstandes von Seiten des Patienten, trotz der Existenz anderer ebenso anziehender. Die Symptome sind: Reizung zur Schläftheit, eine Störung im Blutkreislauf, die Blut- andrang zum Gesicht bewirkt, eine Verwirrung des Denkens und Sprechens, Ataxien mit einer Art Schauern, Appetitverlust und Schlaflosigkeit. Einige der ältesten Fälle sind durch poetische Versuche gekennzeichnet. Es ist eine ansteckende Krankheit — die Berührung einer Hand hat sie, wie festgestellt worden ist, anderen mitgetheilt. Desinfektionsmittel bleiben wirkungslos. Eine eigen- tümliche Erscheinung der Krankheit ist, daß für den Patienten die ganze Welt in zwei ungleiche Hälften zerfällt: 1. die Stelle, wo er oder sie ist; 2. die Stelle wo er oder sie nicht ist. An Liebe und an Rheumatismus glaubt man nicht eher, als bis man sie gehabt hat. Die akute Form dauert meist sechs Wochen. Was die Behandlung betrifft, so empfiehlt Dr. Hollander mehrere Lin- derungsmittel. Das eine ist Klimawechsel; das zweite, daß der Patient sich in zwei gleich anziehende Frauen vertheilt. Er wird dann bald der einen überdrüssig und verliert vermuthlich auch die andere. Aber es gibt noch ein besseres Mittel, eine große An- gegen die Liebe, von der man weiß, daß sie bisher noch nie ver- sagt hat. Das ist — die Heirat. Diese letzte Behauptung ist es besonders, die es bewirkt, daß sich eine Pluth von Zuschauern über die Londoner Blätter ergossen hat, in denen das Thema sojt mit Erbitterung behandelt wird. Sollte der Herr Doktor unversehens ins Schwarze getroffen haben?

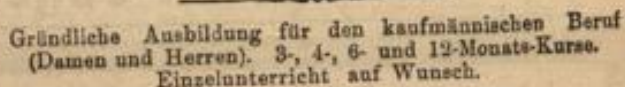
Der Fortschritt in Monte Carlo. Monte Carlo geht mit der Zeit mit. Nirgendwo auf Erden ist die Fähigkeit, dem Publikum den letzten Pfennig auszubpressen, so entwickelt, wie in Monte Carlo; die neuesten Fortschritte auf diesem Gebiete schildert Alex. Kenealy in einem englischen Blatte. Monte Carlo hat sich in zehn Jahren mehrfach vergrößert. Der jährliche Ertrag beträgt etwa 20,000,000 A. Es ist ein großer Spielkrust geworden, der allem Wettbewerh trozt. Die große Geschäftstüchtigkeit hat Monsieur Blanc zu der Entdeckung geführt, daß einige glückliche Spieler Geld von Monte Carlo mitgenommen haben. Das ist ein Fehler in seinem System, dem er obzusehen gedenkt; denn nach seiner Meinung braucht die Kasino-Gesellschaft das bare Geld viel mehr als sonst jemand. Jedenfalls hat Monsieur Blanc es so eingerichtet, daß so wenig Geld als möglich aus seinem Fürtenthum ausgeführt werden soll. Etwa 200 Espione sind in Monte Carlo beschäfftigt. Sie drängen sich in den Spielzimmern, sammeln Material über die Spieler, fangen Taschenbiebe und verjagen sie, führen Personen aus, die falsches Geld legen und machen sich so ihre Auftraggebern in allgemeinen nützlich. Zu ihren Pflichten gehört es auch, statistisches Material zu sammeln, wieweil die großen Gewinner gewinnen und was sie damit thun. Diese Leute haben entdeckt, daß ein Spieler, wenn er einige Tausend beim Moulette oder „trente et quarante“ gewonnen hat, dieses Spiels überdrüssig ist. Er will eine neue Welt erobern, geht fort und verliert seinen ganzen Gewinn in Nizza oder Cannes am Baccarat. Das ist die fiskalische Frage für Monte Carlo und Monsieur Blanc hat Schritte gethan, um die verderbliche Ausfuhr von Gold, das sehr oft dort bleiben könnte, zu verhindern. Man kann jetzt also auch Baccarat, Bridge oder Pöler in Monte Car-

lo spielen. Nicht im Kasino, dort ist kein Platz. Ein eleganter Klub ist gegründet worden, und Gewinne aus den Kassen der Kasino-gesellschaft geben über den Klub wieder in dieselben Kassen zurück. Außerdem sind jetzt die Spieltische bis 1 Uhr Nachts geöffnet, und man kann im Gebäude sogar ein Schinkenbrod erhalten, damit man seinen inneren Menschen erfrischt und die nöthige Kraft hat, um weiter Geld zu verlieren. Monte Carlo ist ein Paradies für Selbstmörder. Wenn man sich die Kehle durchschneiden oder den Verdauungsanal durch Karbolsäure ausbrennen und nachher das gefällige Zeugniß haben will, daß man an Altersschwäche starb, braucht man nur sein Messer oder seine Karbolsäure nach Monte Carlo zu bringen, wo kein Zeugniß eines Selbstmordes je beigebracht wird. Vor kurzem erschoss sich ein Mann gerade der Motorfahrtschule gegenüber Ciro's Galerie. Nach wenigen Sekunden sprangen zwei einfach gekleidete Männer — es waren Espione — herans und zogen die Leiche in einen Laden, von wo sie verschwand; denn das System arbeitet pünktlich wie eine Uhr. Vorübergehenden, die fragten, was los wäre, wurde versichert, es hätte sich um einen Kampf zwischen Hundeb gehandelt, und als jemand auf einen Selbstmord anspielte, bezeugnete man ihn als einen gefährlichen Träumer, der Dinge sah, die gar nicht vorhanden waren. Jedenfalls muß der Leichenbeschauer gründlich an einen natürlichen Tod glauben — nur daß er nicht sicher wäre, ob es Wicht oder Schlagfluß war, wenn einmal ein Mann von einem Dampfhammer zu Brei zerdrückt würde . . .

Die Nähdie des Jarin. Aus St. Petersburg wird berichtet: Seit dem Ausbruch des Kriegs herrscht die lebhafteste Thätigkeit im Winterpalast, dem großen Schloß des Jarin, das sonst so still und ruhig ist. Zweimal finden unter dem Vorßiß des Jarin Kriegsräthe statt, gewöhnlich in einem Zimmer, dessen Fenster auf die Newa gehen, während in den geräumigen Sälen, die aus den Flügeln hinausgehen, sich täglich zwischen 1—6 Uhr Nachmittags ca. 2000 Damen versammeln die für die russischen Truppen Linnen nähen. Diese Damen gehören der besten Gesellschaft an; in vier Riesensälen wird zugeschnitten, zusammengestrichen und genäht. Die Jarin selbst arbeitet mit ihren Hofdamen und anderen Damen ihrer Bekanntschaft in einem kleineren Zimmer, das sie von Zeit zu Zeit verläßt, um einige freundliche Worte an die anderen zu richten. Dabei beobachtete sie aber, daß eine Anzahl Damen aus bloßer Neugier kamen und mehr mit der Zunge, als mit der Nadel thätig waren; ihnen wurde zu versichern gegeben, daß die Jarin ihnen für ihren guten Willen danke, aber sie die Mühe des weiteren Kommens überheben wolle, da sie nur fleißige Arbeiterinnen gebrauchen könne. Andere Damen nahmen Stoff mit, den sie zu Hause von ihren Mädchen verarbeiten ließen in einigen Fällen find aber die mitgenommenen Stoffe in keiner Form zurückgeführt. Deshalb muß jetzt jede Dame, die Arbeit mitnimmt ihre Adresse abgeben.

Der Dohm der Pferde. Eine Fachzeitschrift der Vereinigten Staaten macht auf ein Pferd aufmerksam, das wahrscheinlich der wirkliche Alterspräsident der Pferdebevölkerung ist, und giebt zugleich die Photographie des interessanten Thieres wieder. Das betreffende Pferd trägt einen rühmreichen Namen — es heißt „Blicher“ — und ist im Jahre 1850 geboren, ist also 54 Jahre alt. Es gehört einem alten Neger, der auf einem kleinen Landstrich ein Einsiedlerleben führte. Der alte Neger starb und das Pferd wurde aus Barmherzigkeit aufgenommen. Man verlangte keinerlei Arbeit von ihm. Im Sommer schweifte es im Freien umher, im Winter flüchtete es sich in einen Pferdestall und man ließ ihm völlige Bewegungsfreiheit. Diese Freiheit dauert, wie es scheint, nun schon 50 Jahre und bekommt ihm sehr gut. Es befindet sich ganz wohl, ist ziemlich zutraulich, da es an Menschen gewöhnt ist und bessere Erfahrungen gemacht hat, als die meisten seiner Artgenossen, so läßt es jeden an sich ruhig herankommen. Man darf ihm nur nicht mit Arbeit kommen. Sowie man sich ihm mit dem Gespann nähert, will es nichts von Menschen wissen und es genügt, daß es einen Zaum sieht, damit es schleunigst die Flucht ergreift oder sich in drohende Vertheidigungseinstellung setzt. Es möchte wohl leben, aber nicht arbeiten; es wäre jetzt auch zu spät, es dazu zu zwingen.

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Prospekte gratis und franko.

Krische große Schellfische.

Telephon 125. **J. Schaab,** 8. 4 Pf. Bratbückinge St. 6 Pf. ,im Dugend. billiger. 97/16

Gezichtsleiden

Geschlechtsleiden

speziell hartnäckige, veraltete ganz besonders auch: 4860
Verdauungslosigkeit.

Florack, Mainz, Hintere Bleiche 5, nahe

... Fabrik

Assignes & Affiliés

(neu aufgenommen).

1881-1882

Carl Mulliner

11. **WIGGINS,**

S

enbogen- u. Neugas

erstklassiges Fabrikat
(neu aufgenommen).

Carl Meilinger,

Ecke Ellenbogen- u. Neugasse.

Schuhwaaren

784T

lich
n und
von
er conl
ordd.
kunft
1. 238



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 72.

(2. Beilage)

Freitag, den 25. März.

1904

Die Macht des Gewissens.

Roman frei nach dem Amerikanischen von Erich Friesen.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Waldburg ist eine der herrlichsten Besitzungen der ganzen Gegend und seit Jahrhunderten Eigentum der Familie Palmer.

Etwas eine halbe Stunde vom Seeufer entfernt, schmiegt sich das schloßartige Gebäude an einen sanft aufsteigenden Berg, der über und über mit Nichten bewachsen ist. An der einen Seite des Hauses ziehen sich wohlgepflegte Blumengärten hin, während die Frontfenster auf den mächtigen alten Park blicken.

Das Haus selbst gehört zu jenen bizarren, stillosen Gebäuden, welche den stets wachsenden Reichtum der Besitzer kennzeichnen. Jede Generation änderte daran herum, ließ hier ein Eckchen abreißen, dort ein Thürmchen anbauen, so daß das Ganze jetzt fast die architektonische Entwicklung mehrerer Jahrhunderte darstellt.

Stets ging die Waldburg von den Eltern auf die Kinder über — bis plötzlich die letzte Besitzerin, Fräulein Ursula Palmer unverheiratet, also ohne Leibeserben starb. Zwar lebte seit Jahren eine elternlose Stieftochter bei der alten Dame, und man nahm nicht mit anders an, als daß dieses junge, von Fräulein Palmer innigstgeliebte Geschöpf, Herrin der Waldburg werden würde.

Die Wintermonate verlebte die alte Dame stets mit der Stieftochter in London; erst im Mai, wenn alles draußen zu grünen und zu blühen anfing, hielt sie wieder Einzug in der Waldburg.

Wie groß war daher das Erstaunen der Leute, als Fräulein Ursula dieses Jahr schon im März eintraf, und zwar — allein. Man steckte die Köpfe zusammen und flüsterte und murmelte und forschte und erfuhr schließlich, daß es einen fürchterlichen Krach zwischen der alten Dame und ihrer Stieftochter gegeben habe. Deshalb, wußte Niemand. Thatsache war, daß seitdem Ruths Name nicht mehr genannt werden durfte.

Fräulein Ursula kränkelte seitdem, und schon nach wenig Wochen trug man sie hinaus nach dem kleinen, cypressenumwachsenen Dorfkirchhofe.

Einige Zeit stand die Waldburg leer. Und wieder steckten die biedereren Dorfbewohner die Köpfe zusammen und flüsterten und murmelten, wer wohl das fürstliche Besitzthum erben würde.

„Natürlich Fräulein Ruth Harrison!“ meinten die Einen.

„Unsinn! Das selige alte Fräulein hat sich ja mit ihr gezankt!“ behaupteten Andere.

„Na, wer soll denn sonst erben, wenn nicht unser liebes, gutes Fräulein Ruth?“ gaben wieder Andere zu bedenken.

Da verbreitete sich plötzlich im Dorfe die ungeheuerliche Kunde, zwei wildfremde Frauen hätten in der Waldburg ihren Einzug gehalten. Man schüttelte die Köpfe, zweifelte, entsetzte sich — vergebens. Wenige Tage später schon fuhren zwei Damen, eine ganz junge und eine ältere, in der eleganten, wappengeschmückten Karosse der Palmer die staubige Dorfstraße entlang. Finstere Gesichter, feindselige Blicke, herbe Worte folgten ihnen, wo sie sich blicken ließen.

Doch nach und nach begann man sich an die Thatsache zu gewöhnen, daß nicht Fräulein Ruth Harrison, sondern Fräulein Virginia Forster die Hütten der Dorfbewohner aufsucht, besonders da letztere gar nicht stolz ist und mit den Armen und Kranken genau so liebevoll spricht, wie mit Ihresgleichen.

Vergessen ist Ruth Harrison noch nicht — bewahre. Aber man muß sich eben in das Unvermeidliche fügen.

Es ist an einem warmen, sonnenüberglühenden Julimorgen.

Wie jeder Tag, hat man auch heute den Theetisch auf der großen Terrasse der Waldburg gedeckt. Soeben haben die beiden Damen ihr Frühstück beendet.

Mit einem fröhlichen Jauchzer springt Virginia empor, schüttelt die dicken, langen, kastanienbraunen Zöpfe, auf welche das Sonnenlicht leuchtende Reflexe wirft, so daß sie wie Gold erstrahlen, faßt den großen, mit klugen Augen zu ihr aufblickenden Bernhardiner am silbernen Halsband und eilt nach der breiten Treppe, welche hinab in den Garten führt.

„Virginia!“ ruft die Stimme der Mutter hinter ihr her.

„Ja, Mama!“

Virginia bleibt stehen.

„Lord Donald wird uns in einigen Tagen besuchen.“

„Lord Donald?“ Virginia wiegt nachdenklich das hübsche Köpfchen. „Ist das nicht ein alter Freund von Papa? Der muß aber alt sein — huh!“

Frau Forster lacht.

„Papas Freund ist längst todt. Ich meine seinen Sohn.“

„So —?“

„Und er bringt seinen Freund, der zugleich sein Sekretär ist, mit.“

Virginias Gesicht zieht sich merklich in die Länge.

„Ach —! Hoffentlich bleiben die Herren nicht lange. Es ist so gemüthlich hier, ganz allein nur mit Dir, meine liebste Mama und meinen braven Kero hier! Gelt, Alter?“

Lieblosend streichelt sie das dicke Fell des Hundes, der dankbar seinen Kopf an ihren schlanken Körper drückt. Er hat seit Jahren alle Wandlungen in dem Leben der Forsters mit durchgemacht. Vielleicht, daß jetzt seinen steten Gleichmuth der Anblick der Hebe und Dirche im Park einmal etwas erschüttert — aber im Uebrigen findet er keinen Unterschied zwischen seiner neuen Lage und der früheren. Er ist überall bei seiner jungen Herrin; was kann er noch vom Leben wünschen!

„Weißt Du, Mama, ich muß mich erst nach und nach an den Reichtum gewöhnen!“ ruft Virginia heiter zurück. „Bis jetzt kommt mir das Alles noch wie ein Spielzeug vor, das mir wieder genommen werden kann.“

Voll mütterlichen Stolzes ruhten Frau Forsters Augen auf dem pikanten Gesichtchen der Tochter. Unter feingezichneten Brauen funkeln große, braune Augen mit gar! eigenem sammetweichem Glanz. Das Näschchen ist fein und gerade, der Mund sehr klein, mit vollen, etwas geschwungenen Lippen. Jede Bewegung der zierlichen, ebenmäßigen Gestalt zeigt Leben und natürliche Grazie.

"Du wirst Dich bald daran gewöhnen, mein Viebling", lacht die Mutter. "Die Erinnerung an Armuth und Entbehrungen pflegt schnell zu schwinden gleich einem bösen Traum."

"Nein, o nein, Mama!" Angstvoll fast blicken Virginias Augen. "Ich möchte, daß diese Freude am Ueberfluß, dieses wohlige Behagen mir stets bliebe. Denke nur: hinunterlaufen können in den Garten und Rosen pflücken, weiße, rothe, gelbe sogar meinen Viebling, die La France-Rose, und immer wieder pflücken, und pflücken, ganze Hände voll — kann es was Herrlicheres geben? Entfinnst Du Dich noch, wie wir in Oxford manchmal für ein armseliges Blümchen einen halben Schilling geben mußten und dafür keine Butter zum Frühstück aßen?"

Und silberhell lacht sie auf.

"Mein liebes, liebes Kind!" murmeln die Lippen der Mutter, während ihre Hände sich unwillkürlich wie zum Gebet falten.

Leichtfüßig eilt Virginia, gefolgt von Nero, die Treppe vollständig hinab. Der Wind spielt mit ihren Stirnhärchen und vertieft das Roth auf ihren Wangen. Weiter lachen die Lippen, als sie Rose um Rose abschneidet und behutsam in einen zierlich geflochtenen Winzenkorb legt.

Plötzlich hebt Nero den Kopf und beginnt zu knurren.

Virginia dreht sich um und gewahrt in der Ferne eine hohe Mädchengestalt, welche sich nur zögernd zu nähern schien.

"Ruhig Nero!"

Sie saßt den noch immer knurrenden Hund am Halsband und geht der Dame entgegen.

Jetzt neigt sie freundlich den zierlichen Kopf zum Gruße.

"Bitte, treten Sie näher! Gewiß wollen Sie zu meiner Mutter?"

"Nein. Ich muß Sie zuerst selbst erst sprechen, Fräulein Forster."

"Mich? Kennen Sie mich denn? Ich entsinne mich nicht, Sie je gesehen zu haben. Oder vielleicht doch — ich habe solch schlechtes Gedächtniß —"

Die Fremde schüttelt den Kopf.

"Nein, Fräulein Forster, Sie kennen mich nicht. Mein Name ist —" sie zögert rasch wechselt die Farbe auf ihrem Antlitz — mein Name ist Ruth Harrison!"

"Ruth Harrison!" Virginia wird ganz roth vor Ueberraschung. Rasch stellt sie den Korb mit den Rosen ins Gras und streckt dem unerwarteten Besuch beide Hände entgegen. "Also Sie sind Ruth Harrison! — Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen, Sie heldenmuthiges, tapferes Mädchen. Ich muß Sie küssen . . . So! Kommen Sie schnell hinein, damit auch Mama Sie sieht! Wie schmerzhaft muß es für Sie sein, als Fremde nach der Waldburg zu kommen, nachdem Sie —" sie bricht verlegen ab, saßt sich jedoch wieder und sprudelt heiter heraus:

"Eigentlich sollten wir eifersüchtig auf Sie sein. Wo wir gehen und stehen, spricht man von Ihnen — die Dorfleute, die Dienerschaft, sogar der Gärtner und der Kutscher. So machte es Fräulein Ruth —" "Fräulein Harrison konnte das nicht leiden" — und so weiter."

Damit schlingt sie den Arm um Ruths Taille und zieht die Widerstrebende mit sich fort.

In Ruths Herzen toben die widersprechendsten Empfindungen . . . Jetzt kann sie sich nicht mehr beherrschen. Laut aufschluchzend schlägt sie die Hände vors Gesicht.

"Weinen Sie nur, es wird Ihnen gut thun."

"Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Sie sind zu gut zu mir. O, wenn Sie wüßten —"

Voll tiefen Mitgeföhls drückt Virginia Ruths Hand.

Schweigend, Hand in Hand, schreiten beide Mädchen dem Hause zu — Virginia mit glänzenden Augen und glühenden Wangen, Ruth gesenkten Hauptes, als drückte sie eine unsichtbare Last. Nun stehen sie vor der breiten Freitreppe.

"Warten Sie, ich hole Mama!" ruft Virginia fröhlich. Inzwischen werden Sie sich beruhigt haben, liebste Ruth! — Ach, seien Sie nur nicht böse, daß ich Sie mit Ihrem Vornamen nenne! Sie sind mir schon so vertraut, ich habe so viel an Sie gedacht —"

Und wie der Wind ist die zierliche Gestalt im Hause verschwunden.

Nero blickt knurrend von seiner Herrin auf Ruth. Er schien zuerst Lust zu haben, Virginia zu folgen. Doch augenscheinlich hält er es für besser, den fremden Eindringling zu beobachten, welchen er von Zeit zu Zeit leise anknurrt.

Ruth seufzte tief auf.

"Der Hund ahnt, daß ich in schlechter Absicht hier bin", denkt sie mit finstere zusammengezogenen Braunen. Wie werde ich es nur ertragen können! Sie fährt sich über die Stirn. "O ja, ich kann es ertragen — gewiß, ich kann Alles wenn ich an Armin denke — und über ihre soeben noch so düsteren Bize huscht es wie Sonnenschein."

"Hier ist Mama!" ertönt Virginias helle Stimme von der Terrasse her.

Langsam geht Ruth die Stufen hinauf Frau Forster entgegen, die ihr mit freudlichem Nächeln die Hand zum Gruße bietet.

"Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Harrison! Treten Sie näher!"

"Danke, Frau Forster!"

Ruth versucht nicht, ihr unerwartetes Kommen zu erklären oder gar zu entschuldigen. Hastig entfernt sie die letzten Thränen-spuren, steckt das Taschentuch ein und folgt den beiden Damen in das Frühstückszimmer.

Nachdem sie Thee getrunken und Früchte und Butterbrod gegessen, hat sie sich wieder völlig beruhigt.

"Sie werden den Grund meines Kommens wissen wollen —" beginnt sie zögernd.

"Nein, mein Kind!" fällt Frau Forster gütig ein. "Sie sind uns stets willkommen. Indes — wenn Sie mir etwas Besonderes mitzutheilen haben —" und sie deutet mit einer einladenden Geste nach dem daranstoßenden Zimmer.

Von Neuem treten Ruth die Thränen in die Augen. Es ist ihr Lieblingszimmer, ihr ehemaliges Voudoir, ganz in Blau und Weiß gehalten, mit Bildern ihrer Lieblingsmaler und einem Ebenholz-Pianino, an dem ihr Herz besonders hing.

"Ach vorbei, Alles vorbei . . ."

"Ich bin arm, ganz arm, Frau Forster," schluchzt sie auf, in einen Sessel sinkend. "Ich besitze nichts, nichts mehr. Einst glaubte ich, die Waldburg würde mir gehören — doch nein, ich bedauere ihren Verlust nicht. Mich quält etwas anderes. Aber Frau Forster, ich kann nicht so existiren — so ganz mittellos — und da dachte ich — weil Sie so gütig sein sollen", sie hebt zum ersten Male die Lider und richtet ihre Augen bittend auf Frau Forster — "da dachte ich, Sie würden mich vielleicht als — als Gesellschafterin von Fräulein Virginia, eine Zeitlang hier behalten — nur eine Zeit lang. — Ich werde mein Bestes thun — ich, ich könnte mich irgendwie — nützlich machen."

Stodend, stoßweise, erregt kommen die Worte von ihren bebenden Lippen. Virginias warmes Herz ist sofort von innigstem Mitleid erfüllt.

"Natürlich, Liebste. Ich freue mich unendlich!" ruft sie in ihrer impulsiven Art, Ruth in ihre Arme schließend. "Mama, sage ihr, sie soll hier bleiben, so lange es ihr gefällt! Für immer."

Frau Forsters Gesicht ist ernster geworden. "Ich bitte Dich, Virginia, laß uns für kurze Zeit allein! Ich werde Alles aufs Beste ordnen, mein Viebling."

Zögernd verläßt Virginia das Zimmer. Ruths Augen folgen ihr mit einem unerklärlichen Ausdruck.

Erregt schreitet Virginia den Corridor auf und ab, gefolgt von Nero.

"Ich habe das Mädchen lieb", murmelt sie halblaut, mit einem zärtlichen Blick nach der Thür hin, hinter welcher soeben Ruths tiefe Stimme ertönt.

"Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, Nero. Wie traurig sie aussieht und wie schön dabei, — wie die Heldin aus einer alten Tragödie! Nichts besitzt sie mehr, kein Heim, kein Geld, nichts — Ich könnte das Alles nicht aufgeben um der Liebe willen — nein. Ich kenne die Armuth und weiß, wie sie thut. Ich glaube überhaupt nicht, daß ich mich je verlieben werde. Wozu auch? Ich habe Alles, was ich wünsche — meine liebe Mama, die Waldburg, Dich, Nero — und jetzt auch noch eine Freundin. Ich bin glücklich. Wenn Mama nur recht gütig zu ihr ist!" Aengstlich horcht sie nach der Thür hin. "Welches Zimmer wollen wir ihr geben? Vielleicht das gelbe? Oder nein — lieber das rosa und weiße neben meinem Schlafzimmer! Das wird sie aufheitern. Lauter weiße Spitzenvorhänge mit rosa Seidenschleifen! Ja, ja, Ruth soll das rosa und weiße Zimmer haben!"

So mit sich selbst plaudernd eilt das liebe Mädchen nach dem Garten und schneidet die schönsten Rosen zu einem Strauß für Ruth, dabei immer das Haus im Auge behaltend.

Bald erscheint Frau Forster wieder auf der Terrasse, um ihre Tochter mitzutheilen, daß Ruth Harrison vorläufig einige Monate hier auf der Waldburg bleiben werde; dann gebente sie zu heirathen. Wie Virginia bereits wisse, sei sie verlobt und habe es sich soeben herausgestellt, daß der Glückliche, um dessentwillen Ruth Alles hingegeben, Lord Donalds Sekretär Armin Skott sei.

"Und nun, mein Kind, heiße Deine neue Freundin willkommen!" schließt Frau Forster gütig, nach dem Corridor deutend, wo soeben Ruths schlanke Gestalt auftaucht.

Schon nach wenig Tagen fühlt Ruth sich wieder vollkommen zu Hause in der Waldburg.

(Fortsetzung folgt.)



Die rechtliche Stellung der Diensthofen.

III.

Ist nun also der Mietvertrag gültig geschlossen worden, so sind beide Teile an ihn gebunden. Daraus ergibt sich für die Dienstherrschaft die Pflicht, das Gefinde zu der bestimmten (vertraglichen oder gesetzmäßigen) Zeit anzunehmen, und für das Gefinde die Pflicht, zu dieser Zeit zuzuziehen. Weigert sich einer der beiden Teile, seiner Pflicht nachzukommen, so muß der andere Teil die Polizei anrufen, darf also nicht gleich sich an das Gericht wenden. Die Polizei prüft dann zuerst den Fall. Findet sie, daß das Gefinde mit Unrecht sich weigert, zuzuziehen, so wendet sie auf Antrag der Dienstherrschaft Zwangsmittel an, um das Gefinde zum Antritt des Dienstes zu bewegen. Solche Zwangsmittel sind Geldstrafen, an deren Stelle im Falle der Nicht-Einziehbarkeit Haftstrafe tritt, und ferner auch zwangsweise Zuführung in den Dienst. Vor der Ausführung der Zwangsmittel droht die Polizei diese dem Diensthofen zunächst an, da vielfach schon die bloße Androhung genügen wird, um den Diensthofen von seiner pflichtwidrigen Absicht abzubringen.

Findet die Polizei, daß das Gefinde mit Recht sich weigert, den Dienst anzutreten (z. B. weil ein gültiger Vertrag nicht vorliegt), so versagt sie der Dienstherrschaft ihre Mithilfe, daß heißt also, sie erläßt die Zwangsandrohung nicht und wendet die Zwangsmittel nicht an. In solchen Fällen verweist sie die Dienstherrschaft auf den Weg der Klage vor dem Amtsgericht.

Findet die Polizei, daß die Dienstherrschaft mit Unrecht sich weigert, das Gefinde anzunehmen, so darf sie gegen die Dienstherrschaft Zwangsmittel nicht anwenden. Sie darf also nicht durch Geldstrafen oder durch Androhung von Geldstrafen die Dienstherrschaft zwingen, das Gefinde anzunehmen. Verstößt sich vielmehr die Dienstherrschaft in solchen Fällen nicht dazu, das Gefinde auf Grund der polizeilichen Vermittelung freiwillig anzunehmen, so muß die Polizei dem Gefinde die weitere Geltendmachung seiner Ansprüche auf dem Wege des Prozesses vor dem Amtsgericht überlassen. Hat sich die Herrschaft, wie das Gericht findet, wirklich grundlos der Annahme des Gefindes geweigert, so treten zwei Rechtsfolgen ein. Zunächst verfällt der von der Dienstherrschaft dem Gefinde gegebene Mietzins dem Gefinde, gewissermaßen als eine Art Privatstrafe. Ferner aber muß die Herrschaft das Gefinde schadlos halten. Sie muß also dem Gefinde den Lohn für die vertragmäßige Zeit, und wenn keine solche vereinbart war, auf ein Vierteljahr zahlen. Auch muß sie dem Gefinde den Geldbetrag zahlen, der auf die Mietzeit (oder auf das Vierteljahr) für Wohnung und Kost zu berechnen wäre. Ist es dem Diensthofen gelungen, für die fragliche Zeit einen anderweitigen Erwerb zu finden, so muß der auf andere Art verdiente Betrag von der Schadenersatzforderung des Diensthofen in Abzug gebracht werden.

Wird das Gefinde der Dienstherrschaft zwangsweise zugeführt, läuft aber wieder weg, so kann die Dienstherrschaft den Diensthofen auf Ersatz des Schadens in Anspruch nehmen, der z. B. durch Annahme eines anderen Diensthofen für höheren Lohn entsteht. Dieser Anspruch ist von der Dienstherrschaft dann im Wege des gewöhnlichen Zivilprozesses durchzuführen. Dabei muß dann aber die Dienstherrschaft nachweisen, daß sie die Vermittelung der Polizei zunächst in Anspruch genommen hat.

Trotz gültig abgeschlossenen Vertrages ist die Dienstherrschaft dann berechtigt, den Zugang des gemieteten Gefindes zu verwehren, wenn ihm Gründe bekannt werden, die das Recht geben würden, nach Antritt des Dienstes das Gefinde vorzeitig zu entlassen. (Diese Gründe werden weiterhin näher angegeben werden.)

Andererseits ist das Gefinde berechtigt, trotz gültig abgeschlossenen Vertrages den Antritt des Dienstes dann zu verweigern, wenn es erfährt, daß die Dienstherrschaft im letzten Dienstjahre gegen andere Diensthofen sich Handlungen hat zuschulden kommen lassen, die das Gefinde zum vorzeitigem Austritt berechtigen.

Weigert sich die Dienstherrschaft mit Recht, das Gefinde anzunehmen, so kann sie das Mietgeld zurückfordern. Weigert sich der Diensthofe mit Recht, zuzuziehen, so muß er das Mietgeld zurückgeben.

Eine eigenartige, sehr galante Bestimmung enthält das Gesetz für weibliche Diensthofen: Erhält weibliches Gefinde vor dem Antritt der Dienstzeit Gelegenheit, sich zu verheiraten, so steht ihm frei, eine andere taugliche Person an seiner Stelle zur Ausübung des Dienstes zu stellen. Willigt dies nicht, so muß auch das weibliche Gefinde den Dienst antreten, braucht ihn aber, ohne Rück-

satz, auf die vertragliche Dauer, in Städten nur auf ein Vierteljahr, auf dem Lande auf ein halbes Jahr zu versehen.

Im Dienst ist das Gefinde schuldig, alle im Haushalt notwendige Arbeit nach Anweisung der Dienstherrschaft zu leisten. Dies trifft jedoch bei dem städtischen Gefinde ganz allgemein nur für das „Mädchen für alles“ zu. Denn wenn ein Diensthofe ausschließlich zu bestimmten Arbeiten gemietet ist, so können andere Arbeiten als die in ihr Gebiet schlagenden von ihr nicht verlangt werden. Wird z. B. in einem größeren Haushalt, in dem mindestens zwei Diensthofen sind, ein Dienstmädchen ausdrücklich als „Köchin“ gemietet, so braucht diese Köchin nicht mit der Wartung der Kinder sich zu beschäftigen. Wird jedoch das außer der Köchin vorhandene Kindermädchen krank, so ist die Köchin verpflichtet, auf eine kurze Zeit — so lange als nach dem ganzen Sachverhalt für die Herrschaft nötig ist, um Ersatz zu bekommen — auch bei der Kinderwartung behilflich zu sein.

Gegenüber der Herrschaft muß das Gefinde sich bescheiden und ehrerbietig betragen. Dies ist gewiß ein billiges und gerechtes Verlangen. Weiter aber enthält die alte preussische Gefindeordnung, die aus dem Jahre 1810 stammt und das ganze Gefindeverhältnis von einem patriarchalischen Gesichtspunkte aus betrachtet, folgende, heutzutage eigenartig anmutende Bestimmung: „Reizt das Gefinde die Herrschaft durch ungebührliches Betragen zum Zorn und wird in selbigem von ihr mit Scheltworten oder geringen Tätlichkeiten behandelt, so kann es dafür keine gerichtliche Gemüthung fordern. Diese Bestimmung ist insofern eigenartig, als im allgemeinen niemand, der nicht Erzieherrechte hat, einen andern Menschen schelten oder schlagen darf, ohne sich der strafbaren Beleidigung oder der strafbaren Körperverletzung aussetzen. Als nun am 1. Januar 1872 für ganz Deutschland das Reichsstrafgesetzbuch in Kraft trat, das die Beleidigung und die Körperverletzung ganz allgemein unter Strafe stellt, da wurde von namhaften Schriftstellern behauptet, daß damit jene Bestimmung der preussischen Gefindeordnung aufgehoben sei und sonach die Dienstherrschaft gegenüber den Diensthofen nicht mehr die durch die Gefindeordnung gegebene Ausnahmestellung einnehme. Die höchsten Gerichtshöfe aber, nämlich das preussische Obertribunal, das Kammergericht und auch das Reichsgericht, haben übereinstimmend erklärt, daß diese Ansicht rechtsirrtümlich sei und daß jene Bestimmung der Gefindeordnung nach wie vor gelte. Nun ist am 1. Januar 1900 das Bürgerliche Gesetzbuch für Deutschland in Kraft getreten. In dem Einführungsgefeze zum Bürgerlichen Gesetzbuche ist bestimmt, daß im allgemeinen, abgesehen von einigen besonderen Bestimmungen, die bisher in den einzelnen deutschen Staaten geltenden Gefindeordnungen, also auch die preussische Gefindeordnung, in Kraft bleiben sollten. Dann sagt das Einführungsgefez aber noch ausdrücklich: „Ein Züchtigungsrecht steht dem Dienstberechtigten dem Gefinde gegenüber nicht zu.“ Diese Vorschrift, sollte man denken, habe jene alte Bestimmung der Gefindeordnung aufgehoben. Das Kammergericht aber, das als höchstes preussisches Gericht über diese Frage zu entscheiden hatte, hat folgendes erklärt: Ein Züchtigungsrecht stehe allerdings der Dienstherrschaft gegenüber dem Gefinde nicht zu, habe auch schon nach der preussischen Gefindeordnung der Dienstherrschaft gegenüber dem Gefinde nicht zugestanden. Verschieden davon aber sei die Frage, ob eine trotzdem erfolgte Züchtigung sofern sie noch als „geringe Tätlichkeit“ anzusehen sei, strafbar sei. Diese Frage der Strafbarkeit sei in dem Reichseinführungsgefez weder direkt noch indirekt entschieden. So bleibe also jene Bestimmung der Gefindeordnung, weil nicht aufgehoben, in Kraft. So hat das Kammergericht einen Dienstherrn, der seinem Dienstmädchen, durch eine ungezogene Antwort gereizt, eine Ohrfeige gegeben hatte, von der Anklage der Körperverletzung freigesprochen. Man wird zugeben müssen, daß dies ein höchst unbefriedigendes Resultat ist. Wenn durch Gesetz und Rechtsprechung anerkannt ist, daß dem Dienstherrn gegenüber dem Gefinde ein Züchtigungsrecht nicht zusteht, so soll daraus auch die Folge gezogen werden, daß eine trotzdem erfolgte Züchtigung des Diensthofen den allgemeinen Regeln des Rechts, auch des Strafrechts, über Missethandlungen (Körperverletzungen) untersteht. Die Dienstherrschaft hat bei ungebührlichem Betragen des Diensthofen in hohem Maße durch die Gefindeordnung Schutz gefunden. Liegt die Ungebühr des Diensthofen in hartnäckigem Ungehorsam oder Widerspenzigkeit, so kann außerdem das Gefinde auf Antrag der Dienstherrschaft mit Geldstrafe von 15 Mark oder Haft bis zu drei Tagen bestraft werden — wozu soll also bei Tätlichkeiten der Dienstherrschaft eine Straftat dienen, die dem modernen Bewußtsein widerspricht, dem Sinne der reichsgesetzlichen Bestimmung zuwiderläuft und nur durch eine künstliche Gesetzes-Auslegung gehalten werden kann?

Japans Thronfolger.

Eine sonderbare Mischung orientalischer Gebräuche und ostländischen Herkommens mit westlicher Kultur macht sich in dem modern fortschreitenden Japan noch überall bemerkbar. So zum Beispiel hat der Mikado nicht einen Schatten von Aberglauben an sich, und dennoch wurde am Tage der Geburt seines Enkels und zukünftigen Thronfolgers, des Prinzen Micchi, von den Hofastrologen das Horoskop des königlichen Baby gestellt, und das geschieht von jenem Geburtstag an — Prinz Micchi ist ein kräftiger, gesunder Bursche von drei Jahren — jeden Tag. Das Volk verlangt angeblich, daß es geschehe, denn seit 25 Jahrhunderten ist das Horoskop noch für jeden königlichen Prinzen gestellt worden, und jeder Japaner und jede Japanerin war von ängstlicher Neugier erfüllt, welches Geschick wohl dem neuen Baby bestimmt sein möge. Und so gaben der Mikado und der Kronprinz ihre Zustimmung zu allerlei mystischen Riten und Zauberfängen, obwohl keiner der Beiden an die Horoskop-Resultate glaubt.

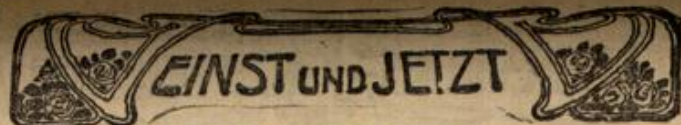
Am Tage, an dem Prinz Micchi sechs Monate alt wurde, „überreichte man ihm“ ein kostbar ausgearbeitetes kaiserliches Siegel „für seinen eigenen Gebrauch“. Auch hier waren die alten, hergekommenen Gebräuche Japans mächtiger als die dort jählings in die Höhe geschossenen Ideen des Westens. Im Lande des Chrysanthemum ist das Mannes Siegel sein kostbarstes Eigentum. Die Fälschung eines Siegels wird strenger selbst als Raub bestraft. So wurde denn auch des Baby-Prinzen Micchi Siegel sofort eine Sache von überragender Wichtigkeit. Monatlang arbeiteten zehn Künstler daran, bevor man sich über ein passendes Emblem einigen konnte. Jetzt wird dasselbe auf alles gedrückt, was das Prinzlein trägt oder sonst gebraucht.

Der präsumtive Erbe des großen Ostreiches ist das erste Baby in dem königlichen Hause von Jimmu Tenno, dessen Haar man wachsen läßt, wie das irgend eines Wiener Baby, während sein Vater und sein Großvater als Babys Tag für Tag am Kopfe rasirt wurden. Es ist „historisch“ festgestellt, daß die Mutter des jetzigen Mikado an seinem siebenten Lebensstage ihr Talent als Barbierin dadurch dokumentierte, daß sie das kleine Köpfchen ihres Sohnes glatt rasirte. Obwohl Prinz Micchi zweiundzwanzig der denkbar hübschesten kleinen japanischen Pflegerinnen hat, darf doch keine von ihnen ihre Barbier- oder Frisierkünste an dem Prinzen versuchen. — Bald nach des Prinzen Geburt wurden Maßnahmen getroffen, um das „Mandelaugen“ seiner Rasse zu entfernen. Zu diesem Behufe vollführte man eine kleine chirurgische Operation, die die Wirkung hatte, daß Prinz Micchi jetzt nicht im entferntesten wie ein Japaner aussehen soll.

Schon jetzt ist die Hochzeit des zukünftigen Mikado Micchi unter erster Erwägung, und drei der adeligsten jungen Damen im Lande der Blumen — natürlich alle drei bis jetzt noch im zartesten Babhalter — sind vorläufig als Kandidatinnen für die eheliche Genossenschaft mit dem zukünftigen Herrscher erkoren worden. Bis zu jener Zeit, wo Prinz Micchi wirklich in den Ehestand treten wird, dürfte die westliche Zivilisation in Japan schon so weit fortgeschritten sein, daß man ihm erlauben dürfte, eine Liebes- einzu- gehen. Gegenwärtig jedoch ist das durch das Ge- verboten. Die Haupthefrau des Prinzen ist schon aus der Lichtern einer der fünf höchsten Familien des Landes ausgewählt worden. Außerdem jedoch wird er noch das Recht haben, untergeordnete Frauen, im Maximum jedoch nur elf solcher, aus anderen adeligen Familien zu wählen, und jede derselben wird als legitim anerkannt.

Veräumt.

Ich steh' vor dir — und kann nicht scherzen,
Wie ich es gestern noch getan —
Du blickst mit deinen dunklen Sternen
Mich halb erschreckt — halb fragend an.
Ein Weh' faßt mich . . . ich möchte weinen . . .
Verträumt — verschertzt mein junges Glück! . . .
Was ich auch heute sagen wollte,
Das „Gestern“ bringt kein Gott zurück.
Heut' steh' ich vor dir als ein Fremder,
Als hätt' ich niemals dich gekannt . . .
Das macht der schmale gold'ne Streifen,
Der Streifen dort — an deiner Hand . . .



Verschiedenartige königliche Belohnungen.

Als Ludwig XI., König von Frankreich, als Prinzregent bei seinem Vater Karl VII. in Ungnade gefallen war und sich flüchten mußte, da fand er bei einem armen Bauern ein sicheres Versteck und nährte sich zumeist von Rüben. Als Ludwig zur Regierung gelangte, da brachte ihm der Bauer eine große Rübe, gleichsam als Erinnerung an vergangene trübe Tage, wofür der König ihn reichlich beschenkte. Dieses hat einen geizigen Herrn am Hofe zu glauben bewogen, daß, wenn er dem König ein schönes Pferd schenkte, er noch eine reichlichere Belohnung erhielte; allein zu seinem großen Erstaunen ließ ihm der König für das schöne Pferd die Rübe des Bauers verabsolgen.

Eine ähnliche Geschichte, wenn auch viel interessanter, wird von Kaiser Hadrian berichtet. Hadrian zog mit seinen Scharen zur Bekämpfung einer großen Stadt aus. Auf seinem Kriegszuge sah er einen Greis, der Feigenbäume pflanzte. Hadrian rebete ihn also an: „Wozu pflanzt du Bäume, deren Früchte du schwerlich mehr genießen wirst?“ Und der edle Greis antwortete: „Das Bemühen, daß andre meiner Hände Arbeit genießen werden, genügt mir,“ worauf der Kaiser erfreut von dannen zog. Drei Jahre brachte Hadrian im Kriege zu. Bei seiner Rückkehr traf er denselben Greis am selben Ort, wo er Feigen von den vor drei Jahren gepflanzten Bäumen pflückte. Nachdem beide sich erkannt und begrüßt hatten, nahm der Greis einen Korb mit den gepflückten Früchten und überreichte ihn dem Kaiser, der ihn dankbar annahm, ihn wieder mit Geld füllen ließ und ihn als Belohnung dem Greis überreichte. Voll Freude eilte der Greis nach Hause und benachrichtigte seine Angehörigen von dem großen Glück, das ihm zuteil geworden. Seine Nachbarin, eine neidische Kantippe, suchte ihren Mann zu überreden, dasselbe zu tun. Dieser eilte mit einem Korb voll Früchten dem Kaiser nach, den Hadrian auch bereitwillig annahm, aber eine — gehörige Tracht Prügel verabsolgen ließ, die er wieder an seine „liebe“ Gemahlin als Belohnung entrichtete.

Bunte Blätter.

Das Brot der Pfahlbautenzeit war, nach den neuesten Funden zu schließen, eine Art Kleienbrot, denn beim Zerbrechen zeigten sich deutliche Reste von Kleie sowie zum Teil noch wohlhaltene Weizenkörner, die also unvollständig zermahlen worden waren. Wahrscheinlich rührten die Pfahlbauer das zerstampfte Korn mit Wasser zu einem Teig an, der darauf zwischen heißen Tellern gebacken wurde, wie die niedrige Zellerform des Brotes andeutet. Außerdem ist es fest und hat nur kleine, dicht bei einanderstehende Poren.

Künstler-Stolz. Als Franz Liszt von seinem ersten Triumphzuge durch Italien nach Wien zurückgekehrt war, bewog ihn Metternich, seiner Gemahlin, Fürstin Melanie, einen Besuch zu machen. Die Fürstin empfing den Künstler im Beisein einiger anderer Damen der hohen Aristokratie, die gerade bei ihr Besuch machten, und richtete an ihn etwas von oben herab die Frage: „Nun? haben Sie in Italien gute Geschäfte gemacht?“ „Ich mache Musik, Madame, und keine Geschäfte!“ entgegnete mit der ganzen Schärfe verletzten Ehrgefühls der stolze Künstler, verbeugte sich und verließ stehenden Fußes die verdukten Damen. Erst nach langer, langer Zeit gelang es der Ueberredungskunst des Fürsten, Liszt zu bewegen, den Fehltritt seiner Gemahlin zu vergehen und wieder in deren Salon zu erscheinen. Natürlich ließ sich die Fürstin jetzt angelegen sein, durch die ausgefuchteste Liebenswürdigkeit, worin sie, wollte sie es, Meisterin war, den Landsmann jene Frage vergessen zu machen.

Ein prophetischer Traum. In den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte zu Magdeburg ein alter Offizier, der als Knabe Page und später Adjutant bei Friedrich dem Großen gewesen war. Eine der merkwürdigsten Erinnerungen dieses Offiziers war folgende: „Im August 1769 hatte er den König zur Revue nach Breslau begleitet. Da sagt Friedrich eines Morgens zu seinem Adjutanten: „Kann Er Träume deuten?“ „Nein, Ew. Majestät.“ „Nun, so merke er sich den Traum, den ich heute nacht gehabt habe. Ich sah einen hellen Stern auf die Erde herabkommen. Er umfloss sie mit hell strahlendem Licht, sodas ich vor dem hellstrahlenden Licht nicht die Augen öffnen konnte.“ Der Adjutant merkte sich den Traum und das Datum. Es war die Nacht, in welcher Napoleon I. geboren wurde.